

Aus allem wird ersichtlich sein, wie weise, praktisch und wichtig das Gebot des Konzils von Trient über die häufige Erklärung und Auslegung des heiligen Messopfers sei. Möge es denn auch zum großen Nutzen der Gläubigen überall befolgt und namentlich von den Leitern eucharistischer Vereine beherzigt werden!

Luther und Luthertum von P. H. Denifle.¹⁾

Von Eleutherius.

Bei Abfassung dieses Referates möchte ich einen doppelten Zweck erreichen. Ich möchte denjenigen, welche nicht in der Lage sind, das Werk selbst zu lesen, den Hauptinhalt desselben mitteilen und denjenigen, die aus irgend einem Grunde das Lesen desselben aufgeschoben haben, Verlangen einflößen (Appetit machen), das vorzügliche Buch selbst zur Hand zu nehmen.

Mehrere Rezensenten dieses Werkes haben mit zahlreichen Lobsprüchen über die bisherigen Leistungen des Verfassers begonnen. Das unterlasse ich, denn P. Denifle als Historiker, Philosoph, Theolog loben, hieße Eulen nach Athen tragen. Seine Gelehrsamkeit und sein Scharfsinn sind allgemein bekannt.

Es wird P. Denifle von seinen Feinden und sogar von einigen Freunden vorgeworfen, daß seine Redeweise nicht immer „parlamentarisch“ sei. Mir scheint, mit Unrecht. Ich möchte denjenigen sehen, welcher, nachdem ihm aus dem Wald heraus zugerufen wird: Du Lügner, Betrüger, Heuchler, Verteufler, Esel u. s. w., darauf antworten würde: mein Lieber, mein Gutester u. Das ist nun der Fall bei Luther²⁾ und Kompagnie. Es ist unmöglich, die Schriften Luthers zu lesen, ohne zuweilen über seine Rohheit entrüstet zu werden. Ähnliches ereignet sich ja auch in unseren Parlamenten, wo die ruhigsten, feinsten Herren sich zuweilen durch die Impertinenzen ihrer Gegner zu Ausdrücken hinreißen lassen, die nicht salonfähig sind.

Doch zur Sache. In der Einleitung setzt P. Denifle auseinander, wie er zu diesen Studien über Luther gekommen sei. Seine früheren literarischen Arbeiten hatten es ihm klar gemacht, daß im 15. Jahrhundert und beim Beginn des 16. eine Scheidung der Geister, besonders unter Weltgeistlichen und Ordensleuten, stattfand. Die eine Strömung ging aufwärts, zum Bessern, zur wahren Reform, die

¹⁾ Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung quellenmäßig dargestellt von P. Heinrich Denifle O. P. Erster Band. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim. 1904. Gr. 8°. XXX. 860 S. Fr. 12 K. — ²⁾ Er schrieb z. B. im Jahre 1520: Nihil enim est in curia Papae quam fallere, mentiri, rapinari, lupinari, vulpinari, quod nunc vocant romanari, idque sub nomine Christi, i. e. horribili blasphemia in Spiritum s, ideo et finis ejus venire nunc coepit (Denifle). So ging es fort bis zum Ende, und zwar immer leidenschaftlicher. (Cf. Meine Aphorismen: Vos von Luther.)

NB. In Bezug auf die Richtigkeit der Zitate verweise ich auf P. Denifle.

andere Strömung ging abwärts, zur Lauigkeit, zum Sinnengenuß. Der Kampf, den nach den Worten des Apostels jeder einzelne zu führen hat, wurde allgemein und trat offen zu Tage, wodurch sich zwei große Richtungen bildeten. Schon im 15. Jahrhundert war ein großer Teil des Welt- und Ordensklerus tief gesunken. Unsittlichkeit, Vernachlässigung der Pflichten kamen sehr häufig vor. Jedoch wurden diese von den Fehlenden selbst noch als Uebertretung der Gebote, als Sünden anerkannt. Man fehlte mehr aus Schwachheit. Luther selbst, wenn man seinen Worten Glauben schenken darf, gehörte einige Zeit zu diesen. Im 2. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts trat er dann offen als Verteidiger der Konfubinate zc. auf. Die Fehler wurden nicht mehr getadelt, etwas entschuldigt, sondern als der Natur und dem Worte Gottes entsprechend gelobt. Das war wohl ein großer Fortschritt in der moralischen Versumpfung! Als Anführer in diesem Moraste fand P. Denifle den Augustinermönch Martin Luther. Das veranlaßte ihn, sich mit Luther und Konferten zu beschäftigen.

Die Hauptquellen für den Lutherforscher sind: 1. Die neue Weimar'sche kritische Gesamtausgabe von Luthers Werken bis jetzt erschienen Bd. 1.—9. 11.—16. 19. 20. 23. 25.; sie umfassen die Schriften Luthers bis zum Jahre 1527. (Dr. Walther bemerkte unlängst etwas mißmutig: hoffentlich werden die Kindeskinde die Vollendung sehen.)

2. Die Erlanger Ausgabe von Blochmann und Trnischner; 67 Bd., mit den lateinischen Werken 103 Bd. Es ist dies bis jetzt die vollständigste Ausgabe. Seit 1545 bis auf die Gegenwart wurden kleinere und größere Sammlungen der Schriften Luthers oft herausgegeben; sie sind aber jetzt durch die Erlanger Ausgabe und teilweise durch die neue Weimar'sche überholt, daher nicht erwähnenswert.

3. De Wette, Luthers Briefe. 6 Bände.

4. Enders, Luthers Briefwechsel. 8 Bände (reicht bis zum Jahre 1531).

Bevor P. Denifle in die Besprechung der Schriften Luthers eingeht, besteht er (I. Abschnitt) einen heißen Kampf mit den Herausgebern der neuen Weimar'schen Ausgabe, mit Knaake, Buchwald und Kawerau. Textkritik ist wohl die stärkste Seite von P. Denifle. Da entwickelt er jeweilen eine Belesenheit, ein Gedächtnis, einen Scharfsinn, eine Divinationsgabe, wie man sie selten findet. P. Denifle anerkennt offen die vielen und großen Vorzüge der Weimar'schen Ausgabe; jedoch ins Einzelne eingehend zeigt er, daß keiner, der daran arbeitete, seiner Aufgabe gewachsen gewesen. Er verseht ihnen Liebe wie R. May's Old shedderhand. Ob nicht sanftere ebenso viel gewirkt hätten, ist eine offene Frage. Wenn man jedoch weiß, wie die protestantischen Geistes-Heroen¹⁾ über katholische Schriftsteller her-

¹⁾ So schreibt Harnack in seiner Dogmengeschichte (III. 671): „Der Jesuitenorden habe es verstanden, fast alle Todsünden im Einzelfalle in lässliche umzuwandeln; er habe fort und fort Anweisungen gegeben, im

fallen und ihre preußische Superiorität zeigen wollen, verzeiht man dem Verfasser die in excessu (Ps. 115) gebrauchten Ausdrücke.¹⁾ — Auf einzelnes kann hier natürlich nicht eingegangen werden. Besonders erwähnt zu werden verdient jedoch, daß P. Denifle gegen Kawerau behauptet und beweist, die Richtervorlesung stamme nicht von Luther, sondern von einem seiner Hörer.

P. Denifle hat es für gut gefunden, seine eigentliche Abhandlung mit der Schrift Luthers *De votis monasticis iudicium* (Urteil über die Mönchsgelübde), welche er gegen Ende 1521 veröffentlichte, zu beginnen. Luther erklärt in dieser Schrift die Ordensgelübde als ungültig, als sündhaft und fordert Mönche und Nonnen auf, die Klöster zu verlassen. Er hat dabei die Vermessenheit, sich auf den heiligen Bernard zu berufen, der vor seinem Lebensende gesagt haben soll: *Perdite vixi*, und damit soll er das ganze Ordensleben verurteilt haben. Denifle zeigt, daß der heilige Bernard diese Worte nicht am Lebensende, sondern in der 20. Predigt über das Hohe Lied (also 1136 oder 1137) vor seinen Mitbrüdern ausgesprochen habe. Die Worte enthalten, wie leicht ersichtlich, nur ein demütiges, reumütiges Geständnis, daß er ein unvollkommenes Leben geführt habe. Daß der heilige Bernard an eine Verurteilung der Gelübde und des Ordenslebens nicht von ferne dachte, geht schon daraus hervor, daß er nachher fortfuhr, Klöster zu gründen und die Mönche ermahnte, die Gelübde und die Ordensregeln genau zu beobachten.

Luther möchte überhaupt den heiligen Bernard gerne für sich ausnützen; so schreibt er ihm die Ansicht zu, über die Ordensregeln könne der Vorgesetzte nach Willkür urteilen, so daß der Sinn der Gelübde sei: „Ich gelobe diese Regel zu halten nach dem Gutdünken der Vorgesetzten“, und daß der Obere von allen Gelübden, auch von dem der Keuschheit dispensieren könne. Das hat natürlich der heilige Bernard nirgends gelehrt, wie Denifle schlagend beweist. In allen Orden wird gelobt, nach der Regel zu leben, nicht die Regel selbst wird gelobt, so daß auch die Nichtbeachtung der geringsten Vorschrift (wenn z. B. ein Kranker das Ordenskleid ablegen würde) ein Bruch der Gelübde wäre. Es ist selbstverständlich P. Denifle ein Leichtes, das alles als sinnloses Geschwätz hinzustellen.

Es sei mir hier eine allgemeine Bemerkung erlaubt. P. Denifle erwartet, daß sein Werk auch von vielen Protestanten gelesen werde,

Schmutze zu wühlen, die Gewissen zu verwirren, und im Beichtstuhl Sünde durch Sünde zu tilgen. Die umfangreichen ethischen Handbücher der Jesuiten seien zum Teil Monstra von Scheußlichkeit und Fundgruben zur Entdeckung entsetzlicher Sünden und schmutziger Gewohnheiten, deren Beschreibung und Behandlung einen Schrei des Entsetzens hervorrufe! Ist da die Ignoranz größer oder die Bosheit?“ (Wahrhaft Luther redivivus.)

¹⁾ Dr. Walthers wirft in seiner Rezension des Werkes (Allgem. Evang. Luth. Zeitung, 1904, Nr. 4.) P. Denifle vor, daß er mit „Ignorant“, „Unsinn“, „Unfähigkeit“ u. s. w. förmlich um sich werfe. P. Denifle ist allerdings mit solchen Ausdrücken freigebig, aber er beweist es jedesmal, und diese Beweisführung zu widerlegen, hat jedoch Dr. Walthers auch jedesmal vergessen.

wie es auch wirklich der Fall ist. Vom katholischen Standpunkte aus würde ich finden, daß P. Denifle Luther wie schon oben so im Verlaufe des ganzen Werkes zu viel Ehre erweist, indem er ihn Schritt für Schritt weitläufig und gründlich widerlegt. Wer sich einige Zeit mit den Schriften Luthers befaßt hat, kommt sicher zur Ansicht, Luther ist nicht ernst zu nehmen, er verdient keine gründliche Widerlegung. Er glaubt selbst nicht, was er sagt, er hat selbst zuerst die kleinen, dann die größeren Lügen als erlaubt erklärt. Wenn Luther auch kein großes Genie war, so war er doch wie alle Sektenstifter (sagt schon der heilige Augustin) kein Dummkopf; er überragte viele seiner Zeitgenossen an Bildung, an Arbeitskraft und (besonders in den früheren Jahren) an Arbeitslust. Luther wußte daher ganz gut, wie es sich mit den Ordensgelübden verhalte; allein weil die Sache nicht in seinen Kram paßte, mußte sie um jeden Preis verdreht werden. Zwei Sachen sind bei Luther unbegreiflich, einmal wie er es wagte, gegen sein besseres Wissen und Gewissen Lehrsätze aufzustellen, die jedermann sogleich als unvernünftig und im Gegensatz zu allem, was bis anhin die Christenheit geglaubt hatte, erkennen mußte. Noch unbegreiflicher ist, daß Luther schon zu seiner Zeit so viele fand, die ihm glaubten, die ihm alles, selbst das Absurdeste glaubten, — und daß dieser Höhlerglaube bei den Protestanten bis zur Stunde noch fort dauert. Gegen diesen unsinnigen Höhlerglauben will eben P. Denifle auftreten, und daher ist er zuweilen etwas weitläufiger, als es für uns Katholiken notwendig wäre.

Kehren wir nun zu unserer Aufgabe zurück. Luther behauptet, das Probejahr in den Klöstern habe den Zweck, daß der Noviz erprobt werde, ob er keusch leben könne. Denifle beweist aus den Statuten der Augustiner, zu denen ja Luther gehörte, und aus denjenigen der andern Orden, daß sowohl beim Eintritt in das Noviziat, als beim Austritt aus demselben von der Keuschheit gar keine Rede sei, daß wie leicht einzusehen, das Noviziat den Zweck habe, den Kandidaten zu prüfen, ob er für den Orden und das Haus passe; die Prüfung ist eine gegenseitige. Luther will ferner die Welt glauben machen, daß man im Orden den Ordensstifter statt Christus zum Führer nehme, und daß die Ordensregel an die Stelle des Evangeliums gesetzt werde. P. Denifle widerlegt ihn sehr gut aus den schönen Gebeten, welche von den Augustinern bei der Profess verrichtet wurden.

In Betreff der Franziskaner erlaubt sich Luther wieder eine Fälschung, die höchst boshaft ist. Die Regel lautet: „Die Regel und das Leben der Minderbrüder ist, das heilige Evangelium unseres Herrn Jesu Christi befolgen, indem man lebt im Gehorsam, ohne Eigentum und in Keuschheit! Der Schall Luther läßt das Wort observare, befolgen, einfach aus und schreibt *Regula Fratrum Minorum est Evangelium!*

Wie in Bezug auf das Noviziat sucht Luther auch in Hinsicht auf die Absicht und den Zweck, warum man in die Klöster gehe,

sein Publikum zu täuschen. Er sagt, alle, die in den Klöstern Gelübde ablegen, befinden sich in dem gottlosen Wahne, die Taufgnade verloren zu haben, und sie wollen nun durch Ergreifung des Brackes der Buße dem Untergange entgehen; deshalb müßten sie das Leben, in welchem man sich durch Gelübde verbindet, aufsuchen, um nicht nur gut zu werden und die Sünden zu tilgen, sondern um auch überflüssig zu büßen und besser zu werden als die übrigen Christen! Welche Entstellung der Wahrheit! Ist denn nach katholischer Lehre der Zweck des Ordensstandes die Sündenvergebung, die Rechtfertigung? Wer hat wie Luther behauptet, nach der Sünde gebe es nur einen Weg zur Ausöhnung mit Gott, nämlich den Eintritt ins Kloster und die Ablegung der Gelübde? Nach Luther sollen die Gelübde das Sakrament der Buße ersetzen, aber warum müssen dann die Ordensleute vor der Profeß beichten?

Die Gelübde selbst bringen Luther in große Verlegenheit. Bald lobt er das Gelübde der Keuschheit und den Zölibat; bald greift er sie an mit entstellten Bibelstellen. Charakteristisch ist z. B. der Trugschluß: Die Keuschheit wird von Christus und den Aposteln geraten; ein Rat kann aber nie ein Gebot werden, sonst hört es auf Rat zu sein. Wer ein Gebot erfüllt, beobachtet nicht mehr bloß einen Rat. Das Gelübde, das aus dem Räte ein Gebot macht, ist daher gegen die heilige Schrift! Wie täuschend! Der Rat bleibt immer Rat, wird nie Gebot. Gebot ist, das Versprechen (z. B. Almosen, Wallfahrt, Bußwerke) zu halten, also hier das Versprechen nach dem Räte zu leben. Luther empfiehlt sodann denjenigen, welche das Gelübde der Keuschheit ablegen, die restrictio mentalis zu machen, insofern es möglich ist sie zu halten. Rein Gelübde, fährt er fort, verpflichtet zum Unmöglichen. Als Beispiel führt er an: wenn jemand das Gelübde macht, nach Compostella zu wallfahrten, und er wird unterwegs krank oder stirbt, so hört das Gelübde auf. So hört auch das Gelübde der Keuschheit auf, sobald die Unmöglichkeit es zu halten vorhanden ist. Luther unterscheidet absichtlich nicht zwischen äußerer und innerer Notwendigkeit. Daß der Kranke oder Tote nicht nach Compostella wallfahrten kann, ist äußere Notwendigkeit; daß die Mönche das Gelübde der Keuschheit nicht halten können, ist innere Notwendigkeit, d. h. eine selbstgemachte, indem sie die Mittel nicht anwenden, dasselbe halten zu können, sondern immer mehr Holz zum Feuer legen und dann verlangen, daß das Feuer nicht brenne. Wenn, wie Luther meint, es durchaus unmöglich wäre, dieses Gelübde zu halten, müßte man die vielen Millionen, die es im Verlauf der Jahrhunderte abgelegt haben für Heuchler, Lügner halten. Welch schreckliche Anklage!

Luther selbst war früher auch anderer Ansicht, er ermahnte zur Keuschheit und empfahl die Mittel, welche alle Asketen empfehlen. Jetzt aber hat er Mitleiden mit den Mönchen und Nonnen, will ihnen beispringen und sie von den pollutionibus und uredinibus

befreien. Er ruft ihnen zu: „Nimm dir ein Weib und leicht wird es dir, das Gesetz der Keuschheit zu erfüllen.“ Hat das Mittel geholfen? Mit nichten. Die Urlisten, wie sie P. Denifle nennt, fahren fort zu brennen. Luther selbst gesteht, sogar die frommen Gattin fänden Ueberdruß an der eigenen Frau und liebten die verbotene Frucht. Er machte schon einige Monate nach seiner Bewerbung an sich selbst die Erfahrung. Bei Erklärung des sechsten Gebotes sagt er, Gott habe nicht das Vertrauen, daß es einen Ehemann gebe, der sich an seinem Weibe begnügen ließe (und umgekehrt). Daß Luther und seine Kumpanen auch im Ehestand Urlisten blieben, ist begreiflich. Sie hatten vom Ehestande und vom Weibe nie die richtige, christliche Auffassung. Die Gattin waren ihnen nicht die ebenbürtige Lebensgefährtin, die Trösterin in Leiden, die Stütze des Hauses. Ja nicht einmal die Fortpflanzung, das Verlangen Nachkommen zu haben, war ihnen beim Weibe die Hauptsache, sondern rein nur die Befriedigung der sinnlichen, tierischen Lust. Oder was ist das, wenn Luther bald nach seiner Verheirathung an einen Freund schreibt: „Ich bin an Kethen (Katharina Bora) gebunden und gefangen und liege auf der Bora.“ (Andere Stellen s. Aphorismen: Los von Luther.) Luther belehrte seine Zuhörer, die Geschlechtsteile seien die edelsten Teile des Menschen, also gerade jene Teile, wodurch der Mensch dem Tiere am nächsten steht, nicht das Herz mit den edlen Gefühlen, nicht die Organe, deren wir zum Denken, Sprechen bedürfen. Deshalb spricht Luther auch am liebsten davon, wie seine Tischreden und andere Schriften (besonders Kommentar zur Genesis) beweisen. Er kennt sie auch schon vor seiner Bewerbung so genau, wie kaum ein Arzt. Noch in seinen alten Tagen, wenn er seine Schwermut vertreiben wollte, mußte seine Bora *denudata* vor ihm sein, damit er mit ihr scherzen könne.

Diese traurige, sinnliche Versunkenheit wurde wohl nicht wenig gefördert durch seine Unmäßigkeit, die er am 20. Februar seinem Vorgesetzten Staupitz selbst bekennt. Dieselbe wurde allmählich so arg, daß er es für nötig fand, zuweilen ausdrücklich zu bemerken, er sei nüchtern, er schreibe in der Morgenstunde (z. B. am 19. März 1522). Am 18. März 1535 nennt er sich selbst *Doctor plenus*! Und das soll ein Apostel und Evangelist sein! — Für das Gebet bei Versuchungen hat Luther nur Spott. Er sagt: „Wie, wenn Gott nicht wollte, daß er gebeten werde? Oder, wenn man ihn bittet, was dann, wenn er nicht hören will!“ Um die Sache auf die Spitze zu treiben, sagte Luther und sein Anhang, gerade durch die Bewerbung wollen sie zu Christus und zu seinem Worte gelangen, die Gelübde hätten sie dem Teufel gemacht; wenn sie ein Weib nehmen, werfen sie die Teufelslehren weg.

In Betreff der Nonnen gesteht Luther (1522), er habe nie eine Nonne Beicht gehört, dennoch wisse er ganz gut, wie es mit ihnen stehe, von tausend sei kaum eine, die „ungezwungen“ den Orden

trage. Eine Dirne, wenn nicht die hohe seltsame Gabe da ist, kann eines Mannes ebenso wenig entbehren, als Essen, Trinken, Schlafen und andere natürliche Notdurft.“ „Gottes Werke liegen ebenso vor Augen, daß Weiber entweder zur Ehe oder zur Hurerei müssen gegeben werden.“ Welch hohe Ansicht vom Weibe! Auch den Nonnen empfiehlt Luther nicht zu beten, Gott wolle nicht versucht werden. Solch' tägliche Brunst und Wüten sei gewiß ein Zeichen, daß Gott die Gabe der Keuschheit, die ohne Not gehalten werde, nicht verliehen habe. Die Heiligkeit der (papistischen) Heiligen sei nur eine Werkheiligkeit und bestehe darin, daß sie viel gebetet, gearbeitet, gefastet, kastet, hart gelegen und gekleidet gewesen, welche Heiligkeit schier zumal ein Hund und eine Sau täglich üben kann. Es ist begreiflich, daß viele Mönche, Welpriester und Laien, welche es wie Luther für unmöglich hielten, sich zu enthalten, die neue Lehre auch im Werke ausführen wollten. Selbst Ehemänner, denen ihre Weiber nicht genügten, fühlten das Bedürfnis, eine zweite zu haben. Dadurch kam Luther in nicht geringe Verlegenheit, besonders als sein bisheriger mächtiger Gönner, Philipp Landgraf von Hessen, von den Protestanten der Großmütige genannt, eine zweite Ehe eingehen wollte. Nach langer Beratung gab Luther mit seinen Kollegen den „Beichtrat“, der Landgraf dürfe die zweite Ehe eingehen, aber er müsse sie geheim halten; um des Aergernisses willen müsse sie öffentlich geleugnet werden. Was Luther schon längst in der Praxis ausgeübt hatte, das sprach er bei diesem Anlasse auch als Theorie aus. Eine Rotlüge, eine Nuzlüge, eine Hilfslüge seien nicht wider Gott. „Was wäre es, wenn einer schon um Besseres und der christlichen Kirche willen eine gute, starke Lüge täte?“ In gewisser Beziehung ist dieser Gang Luthers zum Lügen, Betrügen, seine Falschheit und Hinterlist die abstoßendste Seite an Luthers Charakter. Mit einem Manne, der selbst glaubt, was er sagt, kann man immer noch reden und unterhandeln; bei einem Lügner, der anders denkt, als er spricht, ist eine ernste Besprechung unmöglich und nutzlos. Luther hat fortwährend gegen sein besseres Wissen die Lehre der katholischen Kirche falsch dargestellt. Auch seine Schilderungen über Klöster, Bischöfe u. s. w. hat er absichtlich übertrieben und verdienen keinen Glauben. Selbst wenn Luther über seine persönlichen Erlebnisse, seine Jugend, sein Klosterleben erzählt, ist ihm kein voller Glauben zu schenken. Er ist an das Lügen und Uebertreiben zu sehr gewohnt, daß er, wie es bei Gewohnheitslugnern vorkommt, am Ende selbst an seine Lügen geglaubt hat.

Nachdem P. Denifle die Ansichten Luthers über die Klostergeißel entschieden zurückgewiesen und Luthers Lug- und Trugschlüsse aufgedeckt hat, kommt er über das Lebensideal zu sprechen und die evangelischen Räte in Bezug auf dasselbe. Mit einigen allgemeinen Bemerkungen wird begonnen, sodann werden die Ansichten des heiligen Thomas von Aquin und anderer Theologen vor Luther und zur Zeit

Luthers auseinander gesetzt. Luther selbst hatte noch zwei Jahre vor seinem Buche über die Mönchsgelübde eine im Ganzen richtige Ansicht. Er predigte nämlich im Jahre 1519: „Ein Jeder muß sich selbst prüfen, in welchem Stand er am besten die Sünde töten möge und die Natur dämpfen. Also ist es wahr, daß es kein höheres, besseres, größeres Gelübde gibt, als das Taufgelübde; denn was kann man weiter geloben, als alle Sünden vertreiben, sterben, dieses Leben hassen und heilig werden? Ueber dieses Gelübde mag sich aber Einer wohl in einen Stand verbinden, der ihm füglich und förderlich sei zur Vollbringung seiner Taufe. Gleich, als wenn zwei zu einer Stadt wandeln, mag Einer den Fußsteig, der Andere die Landstraße gehen, wie es ihm am besten dünkt. Also wer sich an den ehelichen Stand bindet, der wandelt in desselben Standes Mühen und Leiden, darin er seine Natur beladet. . . . Wer aber mehr Leiden sucht und durch viele Uebung will kürzlich sich zum Tode bereiten und die Werke seiner Taufe bald erlangen, der binde sich an die Keuschheit oder geistlichen Orden u. s. w.“ Also ist auch nach Luther das Ziel das gleiche; nur die Wege sind verschieden.

Die Texte, welche nun P. Denifle aus den kirchlichen Schriftstellern vom heiligen Thomas bis auf Luther über den Ordensstand anführt, sind alle sehr gut ausgewählt und interessant, eine wahre Blumenlese, welche uns die Belesenheit des Verfassers bietet; sie können aber in einem Referate nicht wiedergegeben werden. Alle stimmen in folgenden Punkten überein:

1. Die kirchliche Tradition kennt nur Ein Lebensideal, sowohl für die Religiosen, wie für jeden Christen. Die Erfüllung des Gebotes der Gottes- und Nächstenliebe.

2. Die Vollkommenheit des christlichen Lebens besteht eben in der möglichst vollkommenen Erfüllung dieses Gebotes.

3. Die Räte sind nur geeignete Mittel, um die Vollkommenheit der Liebe leichter zu erlangen, ohne daß damit gesagt würde, der Ordensmann, der sich zu den Räten durch Gelübde verbindet, sei sofort vollkommen, noch daß der gewöhnliche Christ die Vollkommenheit der Liebe, soweit sie in diesem Leben möglich ist, nicht auch erreichen könne.

4. Die Räte haben nicht die Aufgabe, die Hindernisse zu entfernen, welche der Liebe im Wege stehen; denn dazu dienen die dem Gebote der Liebe untergeordneten Gebote. Zweck der Räte ist, jene Hindernisse zu entfernen, welche der freieren und leichteren Betätigung der Liebe entgegenstehen.

5. Der Ordensstand wird nicht Stand der Vollkommenheit genannt, als ob jener, welcher demselben angehört, die Vollkommenheit bereits besitze, sondern weil derselbe sich durch die Uebnahme der Räte für immer und unwiderruflich verpflichtet, nach der Vollkommenheit zu streben.

6. Habit und alles Aeußere helfen nichts ohne die innere Gesinnung, ohne die Hingabe an Gott; je größer diese ist, desto vollkommener wird der Religios oder der gewöhnliche Christ.

7. Der Ordensberuf und der Beruf in der Welt beruhen beide auf dem Rufe Gottes. Jeder Beruf, so aufgefaßt, ist unter Anwendung der Gnadennittel ein Weg zur Erreichung der ewigen Seligkeit. — Nun fragt es sich, welche Ansicht haben gegenwärtig die protestantischen Theologen über das katholische Lebensideal und welchen Einfluß hat der spätere Luther auf sie ausgeübt? Als ihre Stimmführer können wir Ritschl und Harnack betrachten. Die Ansichten Ritschls sind entwickelt in seiner Geschichte des Pietismus (I. Band) und diejenigen Harnacks in seiner Schrift: „Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte“. Gießen, 5. Aufl. 1901. Es genüge zu bemerken, daß beide die Begriffe: Anstreben des Ideals, Zweck und Mittel hiefür, die Vollkommenheit anstreben und besitzen fortwährend verwechseln, wie als ob alles so ziemlich das Gleiche bedeute. Die falsche Auffassung der Reform von Clugny, des Verhältnisses der Klöster zum Adel, zum Volke, dann auch des Ordens der Franziskaner und ganz besonders die Vorurteile gegen die Jesuiten werden gründlich und kräftig widerlegt und die Wahrheit auseinandergelegt.

Leider halten es die Protestanten nicht mit Luther, wie er in der Jugend war; er war zwar nie ein Kirchenlicht, doch immerhin so gesinnt, daß man über seine Ansichten mit ihm hätte sprechen können. Später ließ er sich von seinem Hass gegen die Kirche so fortreißen, daß man an seinem gesunden Verstande zweifeln möchte. Wie soll man es nennen, wenn er die Worte des kanonischen Rechtes (und später in einer Glosse zu den Worten Pauls III.) *omnes utriusque sexus* mit Hermaphroditen wiedergibt? In dieser Uebersetzung steckt der ganze beslagenwerte Luther der späteren Zeit. Er denkt beim geringsten Anlaß an die Geschlechtsteile, wo niemand daran denkt! Er wagt es, Sätze aufzustellen, die unerhört, die unsinnig sind, an die er gewiß selbst nicht glaubt! Er erwartet, daß seine Anhänger ihm alles, auch das Unsinnigste glauben; so also hier nur diejenigen, die zugleich männlichen und weiblichen Geschlechtes sind, seien verpflichtet (dies und jenes zu tun oder zu lassen)!

In ähnlicher Weise will er die Welt glauben machen, man unterscheide in den Klöstern zwischen wesentlichen und unwesentlichen Gelübden. Dann fällt er über die unwesentlichen her, obschon er ganz gut wissen mußte, daß es nie unwesentliche Gelübde gab und daß die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams nur insofern zuweilen wesentlich genannt werden, weil sie zum Wesen des Ordensstandes gehören. Ebenso verhält es sich mit der Behauptung, die Kirche unterscheide zwischen einem Stand der Vollkommenheit und einem Stand der Unvollkommenheit. Der Ordensstand (s. oben) kann insofern Stand der Vollkommenheit genannt werden, als man da nebst der allgemeinen Pflicht, sich noch durch feierliche Gelübde für

immer verbindet, nach der Vollkommenheit (Gottes- und Nächstenliebe) zu streben. Einen Stand der Unvollkommenheit, als ob Einige nicht verpflichtet wären, nach der Vollkommenheit zu streben, gibt es nicht. Das Ziel ist für alle das gleiche, Mittel und Wege sind verschieden.

In früheren Jahren hatte Luther wiederholt den Satz verteidigt, wegen einiger Mißbräuche dürfe man nicht die Sache selbst verurtheilen, wegen der Fehler Einzelner dürfe man nicht den ganzen Stand verdammen. Im Jahre 1514 sagte er: „Die Häretiker können nicht als gut vor der Welt gelten, wenn sie nicht die Kirche als schlecht, falsch, lügenhaft hinstellen. Sie wollen allein als die guten geschätzt werden, die Kirche aber soll in allem als schlecht erscheinen.“ Und im Jahre 1521, in seiner Schrift über die Mönchsgelübde, hat es nicht Luther selbst so gemacht?

Da Melancthon in der *confessio Augustana*, in seinen *loci communes* etc. die gleichen Irrtümer, die gleichen Lug- und Trugschlüsse über Klostergelübde, Keuschheit, Gehorsam, Vollkommenheit vorbringt wie Luther, werden sie von P. Denifle nur in Kürze angeführt und wie die seines „Evangelisten“ widerlegt. — Eine fernere falsche Behauptung Luthers ist, der heilige Thomas v. A. sei der Urheber der sogenannten Mönchstaufe. Diese Anklage ist ganz falsch. Weder Thomas, noch ein anderer Theolog hat jemals gelehrt, daß der Eintritt ins Kloster die gleiche Wirkung habe, wie die heilige Taufe (Nachlaß von Schuld und Strafe). Durch gänzliche Hingabe an Gott, einen vollkommenen Akt der Reue und der Liebe mag der Betreffende die Nachlassung der Sündenstrafen hoffen wie jeder andere Christ.

Ähnlich verhält es sich mit dem Ausdrucke *Transsubstantiatio*, dessen Erfinder nach Luther auch Thomas v. A. gewesen sein soll. P. Denifle beweist durch viele Citate, daß dieser Ausdruck schon lange vor Thomas gebräuchlich war, so z. B. im Jahre 1215 auf dem vierten Lateran-Konzil unter Innozenz III. Der Sache nach reicht das Wort bis auf den heiligen Ambrosius zurück, der wiederholt in *id mutari quod non erat* dafür gebraucht. Nicht weniger unverzeihlich ist, daß Luther behauptet, der Ehestand sei von den Päpsten verboten (später sagte er, er sei von ihnen als sündhaft, unkeusch) erklärt worden. Es ist unverzeihlich, weil Luther wohl wußte, daß es nicht wahr sei. Natürlich kann er auch kein einziges Dekret eines Papstes, eines Konzils zur Befräftigung seiner Behauptung anführen. Er behauptet einfach, was ihm beliebt, um den Haß gegen die Kirche zu schüren. Da es nun zu seiner Behauptung, daß den Papisten zufolge der wahre Gottesdienst nur im Mönchsstande zu finden sei und daß man, um der Hölle und Gottes Zorn zu entinnen, ins Kloster gehen müsse, paßt, wird es fest behauptet. Er sagt, wenn der Ehestand den Päpsten nicht als sündhaft erscheinen würde, wäre er nicht den Priestern verboten! — Ganz anders lautete Luthers Urteil in früheren Jahren. Von 1516 bis 1518 hielt er Vorträge über die 10 Gebote Gottes, die teilweise recht schön sind. In Bezug auf das 4. und 6. Gebot hatte er damals

die gleichen Ansichten wie die andern katholischen Theologen. Es ist natürlich P. Denifle ein Leichtes, aus den liturgischen Büchern, katholischen Schriftstellern und Predigern der damaligen Zeit zu beweisen, daß alle die Ehe für erlaubt, für ein heiliges Sakrament hielten. Keiner Einziger nennt die Ehe eine Sünde. P. Denifle geht nun mit voller Dampfkraft zur Offensive über und zeigt, daß gerade durch Luther der Ehestand zu einem sündhaften, unerlaubten Stand herabgedrückt wurde. Geschieht das nicht, wenn er schreibt: „Gott rechnet den Eheleuten die eheliche Pflicht, die doch nach Ps. 50, 7 eine Sünde ist und völlig rasend sich in nichts unterscheidet vom Ehebruch und der Hurerei, soweit die Brunst und die scheußliche Lust in Betracht kommt — durchaus nicht an und zwar aus lauter Barmherzigkeit, da es für uns unmöglich ist, dieselbe zu meiden, obgleich wir derselben zu entbehren verpflichtet sind.“ Ein anderes Mal sagt er: „Gott deckt die Sünde zu, ohne welche die Eheleute nicht sein können“. Luther ist da konsequent. Nach ihm wird durch die Taufe die Erbsünde nicht weggenommen, sondern nur zugedeckt. Die Begierlichkeit ist ihm das Wesen der Erbsünde, der eheliche Akt ist die Vollführung derselben, daher heißt es auch da „zudecken“. Daß die ganze Zudeckerei Schwindel sei, sieht Luther nicht ein. Gott kann doch nicht etwas zudecken, was er haßt, verabscheut. Schon im Jahre 1520 beantragte Luther die Ehe des sakramentalen Charakters; das sei „Menschenfund.“ Im gleichen Jahre verkündigte er die Auflöslichkeit der Ehe, indem er der Frau erlaubte, von ihrem Manne wegzugehen und einen andern zu heiraten (und umgekehrt). Kolde hat die Reckheit, zu behaupten, Luther habe solches gelehrt, weil noch etwas von der mittelalterlichen Anschauung vom Wesen der Ehe ihm anhaftete, es hänge aber durchaus nicht mit dem neuen Evangelium zusammen. P. Denifle ist darüber mit Recht entrüstet und zeigt, daß gerade durch Luther das Weib an Achtung verloren habe. Nach ihm hat es vor allem den Beruf, die sinnliche Lust des Mannes zu befriedigen. „Weiber, sagt er, sind dazu da, daß sie zur Ehe oder zur Hurerei gebraucht werden“. Luther macht die Frau zur „Tragkuh“. „Ob sich die Weiber auch zuletzt zutot tragen, das schadet nicht; laß sie nur tot tragen, sie sind darum da“. Seine Worte fielen auch auf fruchtbares Erdreich, so daß er nachher (1531) selbst über die entsetzliche Zügellosigkeit, besonders des weiblichen Geschlechtes, klagt. Die auf seine Mahnung ausgesprungenen Klosterfrauen, die sich um Luther sammelten, waren geiler als die öffentlichen Dirnen, wie einer seiner Freunde selbst gesteht. Das waren die natürlichen Früchte der Lehren Luthers, seiner Boten, seiner schamlosen Erklärung und Beschreibung der Geschlechtsteile und ihrer Bestimmung — Luthers, der schon vor seiner Bewerbung (1525) von sich sagte: *Misceor feminis!* — Luthers, dem, wie nicht zu leugnen ist, seine Bora schon 14 Tage nach der Heirat ein Kind gebar! Zum Glück, sagt P. Denifle, kennen die Protestanten die Ansichten Luthers über die Ehe, welche er theoretisch und praktisch

an den Tag legte, nicht. Die Lutherbiographen wissen alles zu beschönigen und zu entschuldigen und die Pastoren nähern sich in ihrer Lehre wieder mehr den Katholiken (ausgenommen, daß sie die Ehe nicht als Sakrament und nicht als unauflöslich anerkennen). Das Gleiche ist auch in anderen Punkten der Fall, so bei der sola fides, an welcher kaum mehr ein Protestant festhält.

P. Denifle überblickt das bereits Besprochene und zeigt das Resultat desselben: Luthers Ausgelassenheit, seine Widersprüche und Lügen in Betreff der Klöster. Jeder Punkt wird mit verschiedenen neuen Zitaten nochmals bewiesen und erhärtet. Für uns dürften die bereits angeführten und die bei verschiedenen Anlässen noch anzuführenden genügen. (Hierher passende befinden sich auch im Artikel: Los von Luther.) Daß die protestantischen Theologen Köstlin, Kolbe, Harnack, Kauerau u. s. w. auch hier wieder scharfe Hiebe erhalten, ist begreiflich. Wenn man die religiösen Ereignisse der damaligen Zeit objektiv betrachtet, fragt man sich immer, wie ist es möglich, daß die Lügen, Trugschlüsse, unsinnige Verdrehungen der heiligen Schrift, die maßlosen Schmähungen und Lästerungen über Mönche und Geistliche jeden Ranges so leicht und vielfach Glauben fanden. Das wird nur erklärlich, wenn man bedenkt, daß eben in jener Zeit, wie P. Denifle in der Einleitung auseinandergesetzt hat, es zwei große Strömungen gab. Es gab damals wirklich Viele, beinahe überall, nicht bloß unter den Laien, sondern auch unter den Welt- und Ordensgeistlichen, die auf einen Messias harnten, auf einen, der den Mut hatte, das Gute schlecht und das Schlechte gut zu nennen. Dieser erschien in Luther! Nur so läßt sich erklären, wie die neue Lehre so schnell überall Anhänger fand. Aus dem Kloster in Wittenberg, wo Luther war, traten z. B. im Jahre 1522 13 Mönche aus. Ähnliches geschah in vielen andern Klöstern. Der moralische Wert dieser Apostaten geht schon daraus hervor, daß Luther selbst gesteht, die ausgesprungenen Mönche seien siebenmal schlechter gewesen, als früher!

Den dritten Abschnitt¹⁾: Der Ausgangspunkt in der Entwicklung Luthers und die Entwicklung selbst beginnt der Verfasser mit einer neuen, scharfen Kritik der protestantischen Theologen, welche Luther alles aufs Wort glauben und keine seiner Aussagen und Behauptungen prüfen, ob sie der Wahrheit entsprechen oder nicht. Denifle verlangt allerdings viel, gründliche Kenntniss der Lehre der Kirche und der Schriftsteller vor und mit Luther. Da fehlt es bei den protestantischen Theologen und Lutherbiographen nicht bloß ein wenig, sondern viel, unglaublich viel. Und dennoch, wer einmal ein Thema gründlich und wissenschaftlich behandeln will, muß sich diese Mühe geben oder die

¹⁾ Es ist nicht ersichtlich, warum dieser Gegenstand nicht zuerst behandelt wurde. Ueberhaupt hätte ich mit dem Rezensenten in den histor.-pol. Blättern von einem Aristoteliker eine logischere Einteilung und consequentere Durchführung erwartet. Dadurch wären wohl manche Wiederholungen vermieden worden.

Sache bleiben lassen, so wird es in der Profangeschichte, in der Literatur, Kunst u. s. w. gehalten. So wird Seeberg, welcher die unbegreifliche Behauptung sich zu Schulden kommen läßt, die heilige Schrift habe (nach Luther) nur noch Christus in sich, nicht mehr das Naturrecht, auch nicht das göttliche Recht — das sei das Größte, was die Kirche und die Theologie Luther verdanke! als ob bisanhin nicht immer Christus als der Mittelpunkt des alten und neuen Bundes angesehen worden wäre, energisch abgewiesen; hierauf Holzmann mit der Behauptung, daß die Formel credere Deo, credere Deum, credere in Deum stamme von den Husiten her. Kolbe bekommt auch wieder seine Liebe in Betreff der vitia splendida, was die Protestanten mit Unrecht, besonders in ihrem Sinne, dem heiligen Augustin zuschreiben. Sodann macht P. Denifle allen Lutherforschern und protestantischen Theologen den Vorwurf, daß sie nicht wissen, wann und wie Luther zu seiner neuen Lehre gekommen sei. P. Denifle findet, daß Luther schon Ende 1515 und anfangs 1516 sich auf schiefer Bahn befand. In einer Predigt (Ende 1515) sagt er: „Obwohl uns Gott Unmögliches aufgelegt hat (daß die Begierlichkeit gänzlich aufhöre) und über unsere Kraft, so wird doch hierin Keiner entschuldigt. . . Da wir fleischlich sind, ist es uns unmöglich, das Gesetz zu erfüllen, sondern Christus allein kann es erfüllen. . . Aber er teilt uns seine Erfüllung mit, indem er sich selbst als Henne darbietet, auf daß wir unter seine Flügel fliehen und wir durch seine Erfüllung auch das Gesetz erfüllen. O süße Henne, o glückliche Küchlein dieser Henne! Infolge dieser Ansicht war ihm die eigene Gerechtigkeit praesumptio, Sünde. Das Gesetz ist (ihm) bereits erfüllt, es muß uns nur noch die Erfüllung durch den Glauben angehängt werden. Deshalb fragt er einen Ordensbruder: „Vermag es unsere Gerechtigkeit, warum ist dann Christus gestorben?“ Noch im Jahre 1514 faßte Luther die Konkupiszenz nur als Ueberbleibsel der Erbsünde, nicht als diese selbst auf; sie schade jenen nicht, sagt er, welche nach Christus leben; sie sei nur ein Gewicht und eine Hinneigung zur Sünde. Ende 1514 sagte er schon, der Kampf gegen die Wollust sei äußerst schwierig, ja vergeblich, wie die Erfahrung lehrt. Also schon an der Grenze! Ende 1515 lehrt Luther alsdann: „Die Konkupiszenz ist völlig unsiegbar, Gott hat uns Unmögliches auferlegt“. Somit ist das Jahr 1515 als Wendepunkt in Luthers Gesinnung anzunehmen.

Da, wie schon gesagt, P. Denifle auch protestantische Leser im Auge hat, zeigt er an der Hand liturgischer Bücher, daß man in der katholischen Kirche damals wie zu allen Zeiten die Rechtfertigung niemals den eigenen Verdiensten, sondern immer den Verdiensten Christi, nie den Heiligen, sondern immer nur Christus zuschrieb. Luther hingegen hatte in den Jahren 1515 und 1516 ganz verworrene Ideen von der Rechtfertigung und der Gerechtigkeit; er verwechselt natürliche Gerechtigkeit und Selbstgerechtigkeit. Er kennt nicht das Wirken der habi-

tuellen und aktuellen Gnade. Auch von der Reue hat er keinen richtigen Begriff; denn er glaubte, nach der Reue und nach der Beicht dürfe er sich Andern vorziehen, während der wahrhaft Reumütige sich verdammt und sich unter seine Mitchristen erniedrigt. Daß Luther an der Selbstgerechtigkeit litt, beweist der Verfasser aus Briefen vom Jahre 1509 an.

P. Denifle zeigt jetzt, wie Luther von einer falschen Ansicht zur andern kam. Das alles, sagt er, geschah, weil Luther in seinen Kämpfen und Zweifeln nicht zum Gebete Zuflucht nahm. Der Ausgangspunkt Luthers war: wir können das Gesetz nicht erfüllen; sodann: Christus hat das Gesetz für uns erfüllt; wir flüchten uns unter seine Flügel; die Sünde bleibt, ist aber zuge deckt; sie wird uns daher nicht angerechnet; in der Taufe werden wir nur teilweise gerechtfertigt (es ist nur der Anfang der Rechtfertigung; vollständig gerechtfertigt werden wir erst mit dem Tode des Leibes, denn die Begierlichkeit (Koncupiszenz), welche die Erbsünde ist, erlischt erst mit dem leiblichen Tode, wir sind also nicht justificati, sondern justificandi (die Rechtfertigung hat erst begonnen). Diese innere Entwicklung Luthers fand nach der Ansicht des P. Denifle erst in Wittenberg (1515), nicht schon früher in Erfurt statt.

Wie P. Denifle die Schrift Luthers über die Mönchsgelübde einer strengen Kritik unterzog, die Lug- und Trugschlüsse aufdeckte und widerlegte, so macht er es auch mit dem Kommentar zum Römerbrief.¹⁾ Auch da gibt es Fälschungen von Schriftstellen, vorzüglich von solchen des heiligen Augustin, den Luther um jeden Preis zum Lutheraner machen will, in Hülle und Fülle. So läßt er den heiligen Augustin sagen, die Sünde werde in der Taufe vergeben, nicht, daß sie nicht mehr da sei, sondern daß sie nicht angerechnet werde. Luther verwechselt immer concupiscentia und peccatum. Daß die protestantischen Lutherforscher nichts von dieser Fälschung merkten, zeugt nicht von großem Scharfsinn. Luther legte ferner dem heiligen Augustin den Unsinn in den Mund, die Sünde vergehe der Schuld nach, bleibe aber ihrem Wesen oder ihrem Werke nach. —

Welches sind nun die Folgen dieser traurigen Irrungen? Nach Luther ist jede Sünde eine Todssünde; denn jede Sünde entspringt aus der Begierlichkeit; diese aber ist nach seiner Ansicht tödlich. Nur durch Nichtzurechnung Gottes wird sie läßlich. Er will uns dieses damit beweisen, daß Gott uns befohlen habe, täglich zu beten: Vergib uns unsere Schulden!? Luther beruft sich auch da wieder auf den heiligen Augustin, indem er ihn wieder entstellt. Eine andere Konsequenz, die Luther aus seinen Prämissen zieht, ist: es gibt kein Verdienst; nach ihm sind auch die guten Werke Todssünden! Warum? Weil bei allem, was wir tun und lassen, die Begierlichkeit mehr oder

¹⁾ Da dieser Kommentar zum erstenmale verwertet wird, wäre es wohl angezeigt gewesen, über die Handschrift Näheres mitzuteilen.

minder beteiligt ist und wo diese ist, ist Todsfünde! Selbst die Reue ist Sünde, da sie nicht einzig aus der Liebe zu Gott hervorgeht. Luther leugnet auch die Wahlfreiheit, dieses Grunddogma, das der heilige Augustin so oft und so feierlich verkündigt (schon durch den Satz: Gott wollte uns ohne unser Zutun erschaffen; er will uns aber nicht ohne unser Zutun erlösen). Nach Luther kann der Mensch nur einen schweren Seufzer ausstoßen und dann sich unter die Flügel der Henne begeben. (P. Denifle braucht auch das Bild einer spanischen Wand, durch welche die Gegenstände den Blicken entzogen, nicht aber entfernt werden.) So werden alle Sünden dem Menschen nicht angerechnet; sie bleiben zwar, sind aber zugedeckt. Von einer innern Umwandlung durch die Gnade kann natürlich keine Rede sein. In sein System passen daher Buße und Ablass schon gar nicht. Wozu Reue? Man hat ja nicht freiwillig gesündigt. — Die Erklärung des Römer-Briefes bot Luther Gelegenheit, seinen Groll gegen die Scholastiker auszulassen. Da er aber, wie P. Denifle beweist, die meisten Scholastiker nicht kennt oder nur wenig, so auch den heiligen Thomas v. A., erntet er da wenig Lob. Luther macht den Scholastikern besonders vier Vorwürfe; ihre Lehre von der Erbsünde und der Gerechtigkeit, ferner die Lehre, daß man in der Taufe und im Sakrament der Buße Sündennachlaß erhalte. Drittens wirft er den Scholastikern vor, sie lehren, man könne die Gebote Gottes wenigstens quoad substantiam, nicht quoad intentionem praecipientis beobachten und Gott lieben aus natürlichen Kräften. Der vierte Vorwurf schließt sich an den bekannten Satz an: *Facienti quod in se est, Deus non denegat gratiam*. Luther geht schon weiter und sagt: *Deus infallibiliter dat gratiam!* Er muß immer fälschen. Es ist P. Denifle ein Leichtes, bei allen Punkten zu beweisen, daß Luther im Unrecht ist, daß er in der scholastischen Literatur nicht zu Hause ist und das Wenige, was er davon wußte, nicht verstand und wohl auch nicht verstehen wollte.

P. Denifle zeigt ferner, Luther kenne nicht die *gratia actualis*, er unterscheide nicht zwischen dem allgemeinen und dem besondern Einfluß Gottes. — Die Gnade soll vom Hören des Wortes kommen; allein schon das Hören ist nicht mehr rein passiv, sondern auch schon aktiv. Man muß das Gehörte in sich aufnehmen; daher erhält der Eine die Gnade des Glaubens, der andere nicht. Nach Luther sollte aber der Mensch beim Empfang der Gnade ganz passiv sein, weil ja alles, was er tut, Sünde ist. Ueberall Widersprüche! Eine der interessantesten Partien des Werkes ist das Verhältnis Luthers zum berühmten Philosophen, dem Franziskaner Occam. Da erhalten wir Aufschluß über manche Ansichten Luthers. Dieser geht aber immer weiter als die eigentlichen Occamisten. Wenn die Occamisten z. B. sagen, Gott akzeptiere etwas, so verstehen sie das so, daß von unserer Seite etwas vorliegt, was Gott akzeptiert: so sagt Luther, Gott akzeptiere etwas für uns, was weder von uns, noch in uns, sondern außer uns ist. Wenn die Occamisten irren, indem sie lehren, es wäre möglich,

aus natürlichen Kräften Gott über alles zu lieben, so irrt Luther noch viel mehr, wenn er sagt, es sei unmöglich, die Gebote Gottes zu erfüllen; ein anderer müsse sie für uns erfüllen; das werde dann so angenommen, als hätten wir sie selbst erfüllt. Occam hielt die Akzeptation für möglich, Luther hält sie für tatsächlich. Er sagt, Gott akzeptiere uns als Gerechte wegen der Gerechtigkeit Christi; sie vertritt die Gnade. Die Occamisten waren der Ansicht, wenn die Akzeptation (d. h. die Menschen erscheinen vor Gott gerecht, nicht weil sie es eigentlich sind, sondern weil Gott sie als solche mit Wohlgefallen anschaut), die sie für möglich hielten, wirklich stattfände, so würden durch dieselbe die Sünden nachgelassen werden. Nach Luther bleiben trotz der Akzeptation die Sünden; sie werden nur nicht angerechnet. Der Mensch ist bei ihm zu gleicher Zeit gerecht und ungerecht, sittlich und unsittlich u. s. w. Luther sah ein, daß das Widersprüche seien; allein er tröstete sich mit den Occamisten, welche lehrten, die allerwichtigsten Dogmen enthalten Widersprüche und die später den Satz aufstellten, es könne etwas theologisch falsch und philosophisch wahr sein (oder umgekehrt). Diese Widersprüche machten ihm daher wenig Sorge. Er hatte ja selbst von sich gesagt: *Sum enim Occamicae factionis*. Auch die Geringschätzung des Aristoteles und der Philosophen hatte Luther von den Occamisten gelernt. Auch Staupitz, Luthers Vorgesetzter und die damalige Tübinger Schule, auf welcher Staupitz seine theologischen Grade erlangt hatte, waren im Occam'schen Fahrwasser. Das mag auch beigetragen haben, daß Staupitz zu wenig energisch gegen Luther, seinen Untergebenen, vorging.

Bei der Beurteilung der Theologie Luthers darf man nie vergessen, daß es sich für Luther und die Tausende von Männern und Weibern, deren Stimmführer er war, vor allem darum handelte, den Grundsatz die „Begierlichkeit ist unüberwindlich“ zu rechtfertigen. Dieser Grundsatz mußte um jeden Preis gerettet werden. Glaubens- und Sittenlehre mußten ihm geopfert und umgestaltet werden. Deshalb befaßt sich auch Luthers Theologie nicht mit den eigentlichen Grunddogmen, de Deo Uno, de Deo Trino, de creatore, de Angelis, de Incarnatione etc., sondern nur mit dem Menschen, dessen Fall und dessen Rechtfertigung, das andere wird nur im Vorbeigehen berührt. Die unüberwindliche Begierlichkeit hält Luther unbedingt für die bleibende Erbsünde.

Daß Luther im Uebrigen seine Ansichten auch im Kommentar zum Römerbrief, welchen er nach der Vermutung P. Denifle's in den Jahren 1515 und 1516 verfaßte, wie in den späteren Schriften oft änderte und sich Widersprüche zu Schulden kommen ließ, ist wohl nicht mehr auffallend. So nennt er den Glauben das einmal einen Wahn, ein andermal das herrlichste Werk Gottes. Im Jahre 1516 lehrt er noch: ein Prediger müsse entweder unmittelbar von Gott gesendet sein und diese Sendung durch Wunder beweisen, oder von der Auktorität der Kirche, deren Urteile er sich immer zu unterwerfen

hat, gesendet sein; später ist es ihm genug, daß der Betreffende den Glauben habe. Auch in dieser Schrift haben wir die unsinnige Lehre von der gänzlichen Passivität des Menschen bei der Rechtfertigung. Verstand und Wille sind tot, wie kann aber ein Toter, ein Klotz (wie Luther sagt) glauben? Der Mensch ist ihm seit der Erbsünde nicht mehr ein Ebenbild Gottes; er wurde wie der Teufel; er erhielt eine teuflische Schwärze! Weil der Mensch ganz Sünde wurde, tot ist, kann die Gerechtigkeit nicht in sein Inneres eindringen, sondern es nur „zudecken“. Im System Luthers ist der Glaube eine Unmöglichkeit; denn zum Glauben kann niemand gezwungen werden. Der Glaube setzt den freien Willen voraus, der ist aber nach Luther nicht mehr vorhanden. Luther nimmt an, Glaube und Vernunft seien Gegensätze! Wie kann aber die Vernunft etwas Unvernünftiges glauben? Wie kann aber Gott dem Menschen etwas Unvernünftiges zu glauben vorschreiben? Luther nennt die Vernunft die Hure des Teufels und verlangt, daß man sie töte. Deshalb, meint er, glaube man in diesem Leben nur unvollkommen, weil die Vernunft nicht ganz getötet sei. Wie Christus für uns die Gebote erfüllen mußte, weil wir sie nicht erfüllen können, so muß Christus auch für uns glauben, weil wir nicht selbst glauben können. Christus ist in jedem wirklich gegenwärtig, wie einst Gott auf dem Berge Sinai. Welche Behauptungen und Ansichten! Man möchte wirklich glauben, die Vernunft sei Luther abhanden gekommen. — P. Denifle beweist sodann, daß in dem System, das Luther erfunden, die Rechtfertigung unmöglich sei, was eigentlich schon aus dem oben Gesagten zur Genüge hervorgeht. Wie zu erwarten, werden auch da wieder eine ganze Reihe von Widersprüchen und Inkonssequenzen Luther vorgehalten. Ebenso verworren, unlogisch und widersprechend sind die Ansichten Luthers über die Liebe. Er hält sie für ein Gesetzeswerk. Sie hat bei der Rechtfertigung nichts zu tun. Niemand, auch die Heiligen nicht, hat die vollkommene Liebe Gottes! Hoffnung und Liebe, sagt er ferner, erfüllen nur die Gebote Gottes, sie hören bloß den befehlenden Gott, nicht den verheißenden. Diesen hört nur der Glaube! Welch traurige Idee von der Liebe! Die Gottesliebe ist uns unerreichbar. Dem Glauben folgt nur die Liebe als Nächstenliebe. Das Gleiche gilt von der Reue; Luther kennt nur die Reue aus knechtischer Furcht. Man ist versucht zu glauben, Luther habe weder in der Liebe noch in der wahren Reue je große Erfahrungen gemacht.

Wie schon angedeutet, bilden bei Luther Gesetz und Evangelium scharfe Gegensätze. Begreiflich, wenn Christus statt meiner das Gesetz erfüllt hat, ist es für mich ohne Bedeutung, und an meiner Uebertretung ist nichts gelegen. Christus nimmt meine Sünden auf sich und schenkt mir seine Gerechtigkeit! So im Jahre 1516. Etwas später läßt er diesen Tausch (commercium) so stattfinden, daß die Gerechtigkeit in uns und unsere Sünden in Christus seien, und zwar nicht bloß objektiv, sondern formaliter. Wir müssen es zur Empfindung

bringen, daß wir keine Sünden haben. Diese Empfindung muß erlernt, geübt werden. Die Gewissensbisse in uns bewirkt der Teufel. Durch den Glauben wird das Gewissen vollkommen gereinigt von allen Sünden, auch den zukünftigen. Mit Recht sagt P. Denifle: einen so großen Ablass hat nie ein Papst verliehen! — Die Sünde, meint Luther ferner, trennt den Sünder nicht von Christus, sondern sie vereinigt vielmehr beide, sie werden durch die Sünde eins! Nur der Unglaube trennt von Christus. Denjenigen, welcher allfällige Schwierigkeiten hätte, dem Gesagten beizustimmen, beruhigt Luther naiv: „Auch uns, die wir die Erstlinge des Geistes besitzen, ist es unmöglich, all das vollkommen einzusehen oder zu glauben, denn es widerstreitet aufs höchste der menschlichen Vernunft.“

P. Denifle kommt noch einmal auf die ganz verworrenen Ansichten Luthers über die Liebe zurück. Wie bemerkt, gehört ihm die Liebe zum Gesetz. Warum? weil es heißt: „du sollst“. Nach der Ansicht Luthers stellt uns das Gesetz nur einen erzürnten, streng richtenden, verdamnenden Gott vor Augen; wer könnte aber einen solchen lieben? Wie ganz anders ist die Ansicht der Kirche, gestützt auf die heilige Schrift! P. Denifle macht hier auch darauf aufmerksam, daß im System Luthers eigentlich nicht der Glaube rechtfertige, sondern die Hoffnung. Er gebraucht immer das Wort *fides* im Sinne von *fiducia*. Er verwechselt die beiden Ausdrücke auch oft. Uebrigens ist klar, daß bei ihm das Vertrauen auf die Rechtfertigung mit dem Glauben verbunden sein muß. Nun aber ist Vertrauen mehr Sache der Hoffnung als des Glaubens. Ferner: die eigentliche Gottesliebe gehört nicht auf die Erde, da ist nicht ihre Stätte, sondern in den Himmel. Dort wird Gott in seiner Majestät geliebt. Daß wir das auf Erden tun, verlangt er nicht von uns. Hier auf Erden sollen wir unsere Gottesliebe durch Liebe zu den Geschöpfen an den Tag legen. Also eine Religion ohne Gottesliebe! Die Folge davon war, daß Luther nach einiger Zeit selbst gestehen mußte, durch (sein) Evangelium habe die Gottes- und Nächstenliebe außerordentlich abgenommen.

Mit der Heilsgewißheit, mit der Luther und die Lutheraner so viel Aufhebens machen, ist es auch nicht gut bestellt. Luther selbst gesteht, daß dieselbe nicht sogleich mit dem Glauben komme, sondern daß sie erlernt und geübt werden müsse. Woher soll übrigens der Lutheraner die Heilsgewißheit nehmen? Woher weiß er, daß er von Gott akzeptiert ist, daß seine Sünden zugedeckt sind, besonders da er fühlt und übrigens auch glauben muß, sie seien noch vorhanden? Luther gibt auch Zeichen der Heilsgewißheit an, so die Liebe zu (seinem) Worte Gottes, dann besonders Haß des Papstes und alles Papistischen. Unbegreiflich ist, daß die Lehre von der luther'schen Heilsgewißheit auch heute noch von protestantischen Theologen verkündigt und gepriesen wird, so von Seeberg und Harnack, Ritschl

u. s. w. P. Denifle widerlegt alle kräftig. Sie wollen sich auf den heiligen Augustin berufen; allein der heilige Augustin kennt nur eine Glaubensgewißheit, keineswegs aber eine Heilsgewißheit. Harnack glaubt, Luther habe diese Heilsgewißheit gehabt, was jedoch Luther selbst wiederholt in Abrede stellt. In seinem Stolz und Steiffinn wollte er eben nicht nachgeben, lieber andere täuschen. Da er nirgends eine Stütze für seine Lehre fand, täuschte er seine Anhänger, indem er vorgab, seine Lehre sei ihm von Gott geoffenbart worden und siehe da! sie glaubten ihm und glauben ihm jetzt noch! Wahrhaft ein Köhlerglaube!

P. Denifle zeigt nun, wie besonders in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Praxis vonseiten Luthers und bei dessen Anhängern mit der Theorie übereinstimmte. Um den traurigen Zustand der Seinigen in Bezug auf die Heilsgewißheit zu verdecken, nimmt er wieder zur Verleumdung Zuflucht und schildert in grellen Farben, welch jammervolles und trostloses Leben in den Klöstern herrsche. Viele Ordensleute, sagt er, rufen in der Todesstunde voll Angst und Verzweiflung aus: „O wenn ich doch statt ein Ordensmann ein Sauhirt geworden wäre!“ Luther selbst ging aber noch weiter; er wünschte sogar eine Sau zu sein. Im Jahre 1543 (drei Jahre vor seinem Tode) war er schwer krank, so daß er einen Vorgesmack des Todes hatte, da schildert er (im Buche von den Juden und ihren Lügen) das glückliche und beneidenswerte Leben und Sterben einer Sau. Dieselbe kennt keine Furcht vor dem Tode, sie lebt zufrieden dahin u. s. w. u. s. w. Warum ist die Sau so glücklich? „Die Sau hat von dem Apfel nicht gegessen, der den Unterschied des Guten und Bösen uns elende Menschen im Paradiese gelehrt hat.“ Erhabene Gedanken eines Sterbenden! Aus Furcht vor den Todesängsten wünschte Luther sich wiederholt einen plötzlichen Tod, wie sein Freund Weller berichtet. Luther hatte auch Furcht, er könnte in den Todesängsten wieder von seinem neuen Glauben abfallen. Wenn das der Fall wäre, sollte es nichts gelten, bestimmte er lange vorher. Für Luthers Heilsgewißheit zeugen (?) auch seine vielen Kämpfe mit dem Teufel, der ihm in verschiedenen Gestalten erschien. Eine gewisse Traurigkeit, Angst und Furcht überfiel ihn häufig, wenn er allein war. „Da gehe ich lieber, sagte er, zu meinem Sauhirten Johannes, oder auch zu den Schweinen.“ Wie es dem Lehrer erging, so erging es auch den Schülern. Alles klagt über Melancholie, über Furcht vor dem Tode und dem Gerichte Gottes. Mehrere hatten so heftige Versuchungen zum Selbstmorde, daß sie zuweilen kein Messer, keinen Strick anzuschauen wagten. Aber Luther weiß auch da wieder Rat und Trost, wie immer. Fürs erste meint er, der Glaube an den erlösenden Christus sei noch zu wenig eingedrungen (auch bei ihm?). Sodann findet er es begreiflich, daß die Papisten weniger Furcht vor dem Tode hätten, denn sie, der Papst an der Spitze, glaubten nicht an die Unsterblichkeit der Seele,

an Gottes Gericht, an die Hölle! Welch plumpe Lüge und Verleumdung! Und sie wurde geglaubt. An mehreren schönen Beispielen und Zitaten zeigte P. Denifle, wie es sich in der That damals und zu allen Zeiten in dieser Beziehung auf Seite der Katholiken verhalten habe.¹⁾

Es ist Tatsache, die auch von Protestanten des 16. Jahrhunderts vielfach bestätigt wird, daß einige Zeit nach der Verkündigung des neuen Evangeliums eine allgemeine Sittenverderbnis eintrat. Es wird von ihnen auch zugestanden, die Ursache davon sei die Lehre Luthers. Mit dem Grundsatz, die Begierlichkeit ist unüberwindlich, waren alle Schranken niedergerissen. Man hielt eben alle Versuchungen für unüberwindlich. Ein Heilmittel für den Fehlenden lag schon bereit da: durch den Glauben an Christus werden alle Sünden, sie mögen noch so groß, noch so zahlreich sein, nachgelassen respektive zugedeckt. Durch diese Lehre wurde auch das Leben von der Lehre getrennt, d. h. nach Luther hängt alles vom Glauben ab; das Leben ist gleichgültig, ohne Einfluß auf das Wohlgefallen Gottes, ob gut oder schlecht, tugendhaft oder lasterhaft. „Der Gläubige, meint Luther, kann keine Sünde begehen, weil sein Herz (durch den Glauben) rein ist.“ Das Leben (mit seinen Sünden und Lastern) gehöre der Erde an; durch die Lehre (den Glauben) aber gehören wir dem Himmel an. Christus ist Luther nicht mehr Vorbild, wir brauchen seine Tugenden nicht nachzuahmen; Christus hat für ihn (L.) nur noch die Aufgabe des „Zudeckens“. Er sagt von sich, er habe 25 Jahre gepredigt und nie die Worte verstanden: der Gerechte lebt aus dem Glauben! Wie stimmt das überein mit den Worten Christi: Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen . . . Liebet einander . . . Liebet euere Feinde . . . ? und mit dem Apostel, der sagt: seid meine Nachfolger, wie ich Christi Nachfolger bin u. s. w. u. s. w. Wie ganz anders lautet die Lehre der Kirche und der Kirchenväter zu allen Zeiten! Die brauchten nicht 25 Jahre, um die Worte des Apostels (*Justus ex fide vivit*) zu verstehen. Luther versteigt sich sogar zu dem Satze, es sei gefährlicher, wenn fromme, heiligmäßige Leute predigen, weil man bei ihnen leicht mehr auf ihre Tugenden, ihre Werke achten könnte, als auf die Lehre. Daher wagte er auch im Jahre 1520 öffentlich von sich selbst zu sagen: „Ich weiß, daß ich nicht demgemäß lebe, was ich lehre.“

P. Denifle widmet nun einen längeren Artikel der zotenhaften Sprache des neuen „Evangelisten“. Ich glaube, die Leser werden aus den angeführten Zitaten von der edlen (?) Sprache des

¹⁾ Es verdient alle Anerkennung, daß P. Denifle Beispiele aus allen Ständen und Orden anführt. Man würde aus dieser Schrift kaum entnehmen können, welchem Stande und Orden der Verfasser angehöre. Er kennt die Regeln und Statuten aller Orden ganz genau. Wohlthuend ist besonders, daß ein Fray de la Orden de Santo Domingo so warm für die Jesuiten und ihren Stifter eintritt.

Reformators hinreichend überzeugt sein. Die Quintessenz von so viel Stinkendem müßte höchst übelriechend sein. Aus eben demselben Grunde übergehe ich auch Luthers scheußliche, wirklich ekelhafte Bilder, Flugschriften und Poesien, in denen sich die Rohheit und Gemeinheit des Reformators (?) glänzend zeigt. Die Entschuldigungen, welche protestantische Lutherforscher und Theologen zu Gunsten Luthers vorbringen, werden vom Verfasser siegreich zurückgewiesen und gezeigt, daß Niemand, auch in der damaligen rohen Zeit, sich einer solchen Sprache bediente.

Auch den Artikel über die Physiognomie Luthers können wir übergehen. Trotz Lavater glaube ich, daß man bei Beurteilung der Physiognomie sich oft und schwer täusche. Das Subjektive hat dabei zu viel Einfluß. P. Denifle gesteht übrigens selbst, daß er darin kein stringentes Argument sehe.¹⁾ Nun aber ist es Grundsatz in der Rhetorik, wo man genug stringente Beweise hat, wird von der „mazedonischen Phalanx“ kein Gebrauch gemacht. Wir kommen zum Schlusse. Da zeigt P. Denifle summarisch, wie alle protestantischen Lutherbiographen voll Voreingenommenheit, nichts weniger als „voraussetzungslos“ seien. Ihr ganzes Streben geht dahin, Luther, dessen Lehre, dessen Privat- und öffentliches Leben, gegen die katholische Kirche um jeden Preis und auf jede Weise in Schutz zu nehmen und zu rechtfertigen. Es ist insofern begreiflich und verzeihlich, als Luther eine Lebensfrage für sie ist. Ist Luther im Unrecht, dann hat das ganze Lutherthum, der ganze Protestantismus keine Existenzberechtigung mehr. Luther opfern heißt dem Protestantismus den Boden unter den Füßen wegziehen. Mit Luther steht das Gebäude; fällt er, so fällt alles zusammen. Daher der Kampf der Protestanten bis auf den letzten Blutstropfen!²⁾

Schließlich hält P. Denifle noch Abrechnung mit den protestantischen Gelehrten Dieckhof und Harnack. Ersterer ist der Anführer der orthodoxen Protestanten, letzterer das Haupt der heutigen liberalen Theologen. — Ob sine ira et studio, mögen andere entscheiden. Denifle zeigt, daß diese Herren (und ihre Kollegen) den heiligen Thomas und die Scholastiker zum Teil nicht kannten, zum Teil mißverstanden.

Zum Abschied möchte ich (Eleutherius) noch einige Worte an Prof. Dr. Walther richten. Sie sagen in Ihrer Rezension des P. Denifle:

¹⁾ In der „Christlichen Welt“ (Marburg, 17. Dezember 1903) benützt auch der Rezensent (Johannes Bauer) diesen schwachen Punkt, um über das ganze Werk und den Verfasser ein abfälliges Urteil abzugeben. — ²⁾ P. Denifle sagt, man könne bei den Protestanten alles, sogar Christus angreifen, seine Gottheit leugnen, nur Luther nicht anrühren. Das ist ihr *noli me tangere*. Es ist das begreiflich, wenn man bedenkt, der Protestantismus ist nicht positiv (affirmierend), sondern nur negativ (protestierend). Seine Hauptaufgabe ist nicht, das Christentum zu verteidigen, sondern gegen die katholische Kirche Front zu machen, sie zu bekämpfen. Das tut nun auch der Ungläubige. Daher wird der Protestant in dem Ungläubigen immer einen Bundesgenossen erblicken.

Die Worte Christi: „Daß Alle Eins seien“ befinden sich nicht in der protestantischen griechischen Ausgabe des neuen Testaments. In der Ausgabe von Beza (Tiguri, ex Typographia Bodmaniana 1708), welche ich habe, steht Joän. 17, 21: *ὡς πάντες ἐν ὧσι*. In einer deutschen und französischen Ausgabe der Bibelgesellschaft, welche ich ebenfalls habe, befinden sich die Worte auch. Ferner möchte ich Sie freundlich bitten, uns einmal mit dem „Rad der Geschichte“ in Ruhe zu lassen. Wir haben es jetzt schon zu oft gehört. Wir wissen ganz gut, daß es ein Rad der Geschichte gibt und daß dasselbe in vielen Zweigen des menschlichen Wissens und Schaffens große Veränderungen hervorgebracht hat und wohl noch bringen wird. Wir wissen aber auch, daß es Dinge gibt, auf welche das Rad der Geschichte keinen oder nur geringen Einfluß ausübt. Dazu gehören nicht bloß die abstrakten Wahrheiten der Logik und Mathematik, sondern auch materielle Substanzen, so der menschliche Körper, seine Bildung, Teile, Bedürfnisse, Leiden, Tod — so auch die Tiere, Pflanzen u. s. w. Es handelt sich also, Herr Professor, darum, zu wissen, zu welcher Klasse die Religionen und ihre Wahrheiten gehören, ob sie vom Rad der Geschichte abhängen oder nicht. Wir behaupten nein; Sie behaupten ja. Beweisen Sie es; dann ergeben wir uns. Wir werden aber dann nicht bei der Station Luther aussteigen, höchstens Sie einladen, mit uns direkt zur Station Hückel ans Schwarze Meer zu fahren.¹⁾

Zur Frage der Bewertung der Manual-Meßstipendien bei der Bemessung der Personal-Einkommensteuer.

Von Dr. Viktor v. Fuchs in Wien.

Die Frage, ob die Manual-Meßstipendien bei der Bemessung der Personal-Einkommensteuer in Berechnung zu ziehen, beziehungsweise in Einnahme zu stellen seien, hat bekanntlich nicht nur unseren Klerus, sondern auch die diversen Steuer-Bemessungs-Kommissionen lebhaft beschäftigt. Die einen vertraten die Anschauung, daß das Erträgnis der Manual-Meßstipendien nicht in Einnahme zu stellen sei, die anderen vertraten wieder die Behauptung, daß das Erträgnis derselben in Einnahme zu stellen, und bei Bemessung der Personal-Einkommensteuer zu berücksichtigen sei.

Diese Frage hat nunmehr ihre prinzipielle Erledigung und Beantwortung gefunden durch eine Entscheidung des k. k. Verwaltungsgewerkschaftshofes.

Der Pfarrer Josef Zickar in Widem (Steiermark) hat durch seinen Rechtsanwalt in Wien Herrn Dr. Viktor v. Fuchs, die in

¹⁾ Die Antwort P. Denisles auf die Rezensionen von Harnack, Seeberg u. kam mir erst nach Schluß der Arbeit zu, konnte daher nicht mehr verwendet werden.